

Vitam impendere vero! : (das Leben der Wahrheit widmen!)

Autor(en): **Haenssler, Ernst (Omikron)**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **51 (1968)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vitam impendere vero!

(Das Leben dem Wahren widmen!)

I. Curriculum vitae

Der Reisende, der von Olten her gegen Burgdorf fährt, ist bei der Ausfahrt aus dem Wynigertunnel immer wieder bezaubert durch das Bild, das sich ihm darbietet. Da sind zuerst die steilen Felswände der drei Flühe, dann sieht und hört er die Emme unter der Eisenbahnbrücke unter sich rauschen, wuchtig recken sich ihm die Türme und Mauern des Schlosses, der alten Zähringer- und Kyburgerfeste entgegen. Wie ein bunter Teppich legt sich die Stadt an den Nordhang des Schlossberges und zieht sich über die Höhe hin bis zur hochgelegenen Kirche. In diesem heimelig-bernischen Landstädtchen Burgdorf bin ich, als viertes von 6 Kindern, im Jahre 1889 geboren worden. Die Familie erfreute sich damals noch eines gutbürgerlichen Wohlstandes. Der Vater war als Geschäftsmann viel auf Reisen; die Mutter besorgte mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit Haushalt und Erziehung. In inniger Verbundenheit mit den Geschwistern, mit den Nachbarskindern und Schulkameraden wuchs ich auf. Die ersten vier Jahre besuchte ich die alte Primarschule oben am Kirchbühl, dann drei Jahre das Progymnasium unten an der Bernstrasse, gegenüber dem Graben. Die Lehrer respektierten wir wie Halbgötter, waren sie doch zumeist auch unsere militärischen Instruktooren im kleinen Burgdorfer Kadettenkorps. Jeden Samstag nachmittags sammelte sich die Kompanie unter den alten schattigen Kastanien des Grabens und zog dann stolz, mit klingendem Spiel, durch die Gassen des Städtchens hinaus zum Exerzieren auf die Schützenmatte, in die umliegenden Wälder oder in die Stände zum Scharfschiessen. Und jeden Samstag zogen wir zwei, mein älterer Bruder Willy und ich, mit, Kadettengewehr und Schulsack umgehängt. Versuche ich, mit wenigen Worten das Grunderlebnis dieser ersten Lebensjahre festzuhalten, so muss ich feststellen: Mit einer geradezu unbändigen Lebenslust kostete ich das Glück der Kindheit aus – und bemerkte sozusagen nichts von den schwarzen Sorgenwolken, die meine Eltern immer mehr bedrückten: von der Erkrankung des Vaters, dem unaufhaltsamen Rückgang im Geschäft, dem

Tod des Vaters in einem fernen Spital, dem Auszug aus der guten Wohnung an der Schmiedengasse an das Kirchbühl. Mit unglaublicher Energie baute meine Mutter für die grosse Familie eine neue Existenzgrundlage auf und liess allen sechs Kindern eine gute Ausbildung und Erziehung zuteilwerden. Vom kleinen Garten der hochgelegenen Wohnung sahen wir die strahlenden Schneeberge der Alpen nicht mehr; der Blick ging nach Norden, gegen die ernsten Züge der Jura-berge, und stimmte mich bereits etwas nachdenklicher. Es gab mir immer ordentlich zu denken, wie die Eisenbahnzüge in das schwarze Loch des Wynigertunnels einfuhren und auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Und bald fuhr denn auch unsere ganze Familie durch dieses schwarze Loch vom sonnigen Burgdorf weg zum Aufbau einer neuen Existenz nach Basel, in eine enge und mir sehr fremde Welt, in das schmale und alte Haus an der ebenso alten und bedrückend engen Hutgasse. Hier an der Hutgasse hat unsere tapfere Mutter selbstständig ein Geschäft übernommen und geleitet, hat gleichzeitig auch für Ausbildung und Plazierung ihrer Kinder gesorgt. Für mich bestimmte sie das Humanistische Gymnasium; bald stand ich vor dem Rektor dieser Anstalt und musste ihm Bescheid geben über die Kenntnisse, die ich aus Burgdorf mitbrachte. Während der sechs Schuljahre schloss ich dort mit Schulkameraden Bekanntschaften und auch wertvolle Freundschaften, die bis in unsere letzten Lebensjahre durchhielten. Nach der Matur entschied ich mich für das Studium der klassischen Philologie und der Germanistik.

Alles schien sich gut zu gestalten. Ich durfte damit rechnen, in 3–4 Jahren mein Studium mit einem Mittellehrerexamen abzuschliessen, nachher als Lehrer zu amten und so nicht nur meinen eigenen Unterhalt zu bestreiten, sondern auch meinen Angehörigen zu helfen und vor allem meiner Mutter ein sorgenfreies und schönes Alter zu verschaffen. Im grossen und ganzen konnte dieser Plan realisiert werden, allerdings mit Abänderungen, die sich nicht voraussehen liessen und die gemeistert werden mussten.

Nach zwei bis drei Semestern wurde mir klar, dass ich mich auf einem falschen Studienweg befinde. So interessant die drei Sprachfächer an sich waren – sie bedrückten mich durch

die Fülle des zu verarbeitenden Wissensstoffes. Dieser Wissensstoff ging immer nur in die Breite, führte aber nirgends in die Tiefe; er gab mir keine Gelegenheit und liess mir auch fast keine Zeit, den bedrängenden Lebensfragen nachzugehen. Schmerzlich vermisse ich die Philosophie. Immer stärker wurde der Drang, hinter all dem Druck der reinen Wissensaneignung mich mit den Grundfragen der Philosophie auseinanderzusetzen. Sollte ich umsatteln von der Philologie zur Philosophie? Das hätte das Studium verlängert, aber das kam aus finanziellen Gründen gar nicht in Frage.

Nach langen inneren Kämpfen rang ich mich durch zu einem bestimmten Plan: Sofort mit einem vielleicht auch nur mittelmässigen Mittellehrerexamen abschliessen – in irgend einer Schule Arbeit und Verdienst suchen – mir einen finanziellen Boden sichern – nachher, von diesen Existenzgrundlagen aus, auf neuen Wegen das Studium wiederaufnehmen und, neben der Schularbeit, zu einem guten Ende führen. Diesen Plan habe ich ausgeführt. Nach dem Mittellehrerexamen übernahm ich sogleich ein festes Vikariat an der damaligen Unteren Realschule, und, nach langen Militärdiensten während der ersten Grenzbesetzung, eine Anstellung an der Mädchensekundar-, später Mädchenrealschule. Die praktisch-reale Unterrichts- und Erzieherarbeit befriedigte mich sehr. Nun war es mir auch möglich, meiner Mutter ein ungesorgtes Alter zu verschaffen. Zugleich ergab sich, wenn auch unter erheblicher Arbeitslast, die Möglichkeit, das vor dem Ersten Weltkrieg abgebrochene Studium nunmehr in Philosophie, in Psychologie und griechischer Philologie wiederaufzunehmen und zu einem guten Abschluss zu bringen. Mit Dank erinnere ich mich an die verständnisvolle Förderung, die ich damals bei den drei Professoren Joel, VonderMühl und Häberlin gefunden habe. Neben dem Studium und neben dem Aufbau der philosophischen Dissertation hat mich die Schularbeit äusserlich und innerlich stark in Anspruch genommen, aber doch immer auch mit Freude erfüllt.

Nach dem Sinn oder Zweck des eigenen Daseins sowie des Daseins der Geschöpfe überhaupt zu fragen, ist mir von einem objektiven Standpunkt aus stets sinnlos erschienen. Albert Einstein

Alle meine Brüder und Schwestern waren unterdessen längst in guten Stellungen. Schliesslich konnte ich aus der engen Wohnung in der Hutgasse in etwas breitere Lebensverhältnisse an der Güterstrasse umziehen und meine Mutter mit mir nehmen. Sie ist dort im hohen Alter von 86 Jahren und nach nur wenigen Tagen Krankheit gestorben.

Nach meiner Pensionierung im Jahre 1952 erfüllte sich mein letzter grosser Lebenswunsch: Ich konnte zu meiner Schwester nach Binningen ziehen, mit ihr zusammen in einem schön in einem Garten gelegenen Heim haushalten, konnte meinen philosophischen und literarischen Liebhabereien nachgehen, alle die guten Freundschaften aus meinen früheren und oft so beschwerlichen Lebensabschnitten pflegen und mich in die Natur hineinleben. Nach dem Tode meiner Schwester durfte ich, dank dem verständnisvollen Entgegenkommen der Erben, besonders meiner Nichte Frau Dr. med. Dora Fassbind, alle diese stillen Schönheiten in dem mir so lieb gewordenen Heim und Garten weiter geniessen. Ich habe dies alles als ein ganz besonderes Glück geschätzt.

Ich schliesse die Darstellung meines Lebens in den warmen Julitagen des Jahres 1967, im Alter von 78 Jahren. Wenn im Sommer die Abendsonne wie flüssiges Gold sich auf Haus und Garten legt; wenn die Amsel vom First des Nachbarhauses den Garten mit ihrem Gesang erfüllt und vom nahen Wald her der friedliche Ruf der Wildtaube zu mir herübergrüsst, so weiss ich dem Schicksal Dank dafür, dass ich dieses Tuskulum noch bei vollem Bewusstsein und relativ aktionsfähig habe geniessen dürfen. Es ist mehr, als ich in meinen jüngeren Jahren zu wünschen je gewagt habe.

II. Mein philosophischer Werdegang

Die Familientradition hat uns allen in weltanschaulicher Hinsicht keine besondere Prägung und auch keine besondere Verpflichtung auf unseren Lebensweg mitgegeben. Unsere Eltern standen noch, vielleicht ohne sich darüber ganz klar zu sein, auf dem Boden der Bundesverfassung von 1874, und dieser Boden war ein hell aufgeklärter Christenglaube, von dem aber fast keine religiösen Auswirkungen ausgingen. Darum hat in dieser Lebensphase jedes der sechs Kinder seinen eige-

Die meisten Menschen glauben an Gott, weil man sie von ihrer frühesten Kindheit an gelehrt hat, das zu tun, und das ist der Hauptgrund. Der nächst wirkungsvolle Grund ist der Wunsch nach Sicherheit, so ein Gefühl, dass man einen grösseren Bruder hat, der auf einen aufpasst. Das spielt eine sehr wichtige Rolle und bestimmt das menschliche Verlangen nach dem Glauben an Gott.
Bertrand Russell

nen Weg gesucht und geschaffen. Immerhin wurde der Weg, den ich auf Grund meiner eigenen Ueberlegungen gehen musste, als ein Ausbruch aus der Familientradition empfunden, und es wurde gelegentlich nach Berechtigung und Ziel dieses Weges gefragt. Daher heute meine kurzgehaltene Abklärung dieser Frage.

Ganz im Geiste der liberal-christlichen Tradition schickte mich die Mutter in Basel zum damaligen Pfarrer Leonhard Ragaz in den Kinderlehre- und Konfirmandenunterricht. Bei aller Achtung vor dem vornehmen Menschen und tapferen Kämpfer Ragaz regten sich in mir schon damals gegen die von ihm vertretenen Glaubenssätze Vorbehalte. Als ich in späteren Jahren die grosse zweibändige Selbstbiographie des Professors Ragaz «Mein Weg» las, wurde ich in meinen Bedenken nachhaltig bestärkt. Diesen Weg des christlichen Glaubens und Gehorsams konnte ich nicht gehen – das war klar. Es war aber doch ein Gewinn für mein eigenes Suchen, dass ich schon in meiner Jugend mich mit diesem ehrlich-gläubigen Christen, mit diesem stark und scharf profilierten Vertreter des Christenglaubens auseinandersetzen musste; die Kraft, die Tiefe und die Ehrlichkeit dieser Form von Christenglauben drängten auch mich in die Entscheidung hinein. Leonhard Ragaz liess von dem, was Wissenschaft und Philosophie zur Verfügung stellten, nur gelten, was der Substanz des Christenglaubens nicht widersprach – und hier regte sich in mir der erste Widerstand. Dieser Widerstand drängte immer wieder weiter in Tiefe und in Weite und entwickelte sich zu der mein ganzes späteres Leben tragenden weltanschaulichen Grundüberzeugung. Ich ordne die Phasen dieser Entwicklung in drei Abschnitte:

Was hat von aussen her in Gang und Richtung meiner Entwicklung eingegriffen?

Zu welcher Grundüberzeugung hat diese Entwicklung geführt?

Wie habe ich, in umgekehrter Richtung, von innen her gegen aussen hin, in die mich umgebende Geisteshaltung eingegriffen?

Die Familie hatte mir, wie schon gesagt, wenig religiöse Impulse mitgeben können. Ebensowenig der Unterricht am Humanistischen Gymnasium in Basel; stärker als alle Religion wurden dort die Werte der klassischen Antike gepflegt.

Den ersten starken Anstoss von aussen her erhielt ich während meiner Studienjahre an der Universität. Er kam von der seltsam erregenden Begegnung mit der Entwicklungslehre in der Naturwissenschaft; von der Lehre also, dass alles Leben, also auch das Leben des Menschen, sich nach bestimmten Richtlinien aus den einfachsten Ursprüngen heraus entwickelt hat bis zu den heutigen Lebensformen: Pflanzen, Tiere – und Menschen zusammengenommen. Wesentlich war mir der Einbezug des ganzen Menschen, des organischen, geistigen und moralischen Menschen, in die umfassenden Lebensgesetze der Natur. Es wurde mir klar, dass damit die biblische Schöpfungslehre aus den Angeln gehoben und aufgehoben worden ist.

In gleicher Stärke wie die Naturwissenschaft wirkten später Einsichten auf mich, die ich aus der Kultur- und Religionsgeschichte schöpfen konnte. Diese Einsichten veranlassten mich zur Auseinandersetzung mit den Fundamenten der christlichen Theologie. Schliesslich aber waren es die Philosophie und in ihr besonders Erkenntnistheorie und Logik, der Einblick in die verschiedenen Auffassungen von der Wahrheit und vom Sein, die mich an klare und bestimmte weltanschauliche Grundüberzeugungen heranführten. Diesen Ueberzeugungen hielt ich die Treue bis an mein Lebensende. Ich habe diese Treue nie bereuen müssen. So weit die Anstösse von aussen. –

Die geistige und weltanschauliche Entwicklung ging ruhig und langsam vor sich. Wie sich Jahresringe um einen Baum legen, so legten sich langsam und ruhig neue Einsichten um den Stamm der bereits gewonnenen Grundeinsichten und stärkten diese von Jahr zu Jahr. Ich baute meine Weltanschauung auf dem denkbar breitesten Fundament auf: auf der

Realität der Diesseitswelt und auf allen ihren Funktionen, soweit sie uns durch menschliche Erkenntnis bekanntgeworden sind. Dieses Fundament reicht von den fernsten kosmischen Gebilden bis hinein in den Atomkern; es umfasst alles Leben, auch alle geistigen Funktionen. Es ergibt sich eine völlige Umkehrung des biblischen Schöpfungsberichtes: Nicht Gott hat die Welt und den Menschen in einem einmaligen Schöpfungsakt erschaffen – im Gegenteil, es ist die reale Welt und in der realen Welt der Mensch, der sich Gottesbilder und Schöpfungslegenden geschaffen hat; diese sind keine Realitäten, sondern Gebilde der menschlichen Phantasie und Dichtung. Wir können sie sehr wohl verstehen und als menschliche Schöpfungen auch schätzen – aber sie für wahr halten und sie als verpflichtende Wahrheiten ausgeben, das können und dürfen wir nicht mehr. Das verbietet uns der Respekt vor der Wahrheit. Unser guter J. P. Hebel meint: «Und 's sin no Sache änedra!» Ja, als Mythen und Legenden sind sie noch da, diese «Sache änedra», aber nicht mehr als Wirklichkeit und darum auch nicht mehr als verpflichtende Wahrheit. Wenn wir wie alles andere so auch den Menscheng Geist in die Weltlichkeit, ins Diesseits zurückholen, so liegt darin nicht die geringste Herabsetzung oder Missachtung; im Gegenteil, dass der bewusst weltlich gewordene Menscheng Geist zu tiefgründigen Erkenntnissen fähig ist, wie wir sie immer wieder bewundern, gerade das macht ihn in unsern Augen nur noch faszinierender. Vom philosophischen Standort des Realismus und der Diesseitigkeit aus war es mir stets ein Bedürfnis und ein Genuss, mich mit den Grossen der Philosophie, vor allem mit Karl Jaspers, mit Nicolai Hartmann und mit Paul Häberlin auseinanderzusetzen; aber auch mit den grossen Vertretern der protestantischen und katholischen Theologie. Und nur hier allein können sie Wurzeln schlagen und gedeihen. Wir kennen ja gar keinen andern Seinsbereich, wo sie das tun könnten.

Zum Schluss noch ein Blick auf die Auswirkungen dieses philosophisch unterbauten Standortes nach aussen hin, auf meine Auseinandersetzung mit der gesellschaftspolitischen Situation. Selbstverständlich habe ich vor allem engeren oder weiteren Kontakt gesucht mit Kreisen in der

Schweiz, in Deutschland, Oesterreich und Frankreich, die durch eigene Bemühungen auf gleiche oder ähnliche Denkwege hinausgeführt worden sind wie ich. Als überzeugte Anhänger der Glaubens- und Gewissensfreiheit haben wir die religiösen Glaubensformen gelten lassen; unser Kampf richtet sich speziell gegen den religiösen Absolutheitsanspruch, gegen den Anspruch, die allein gültige Wahrheit zu sein, gegen alle Intoleranz also und gegen allen direkten und indirekten gesellschaftlichen Zwang.

In der Region der beiden Halbkantone Basel-Stadt und Basel-Land habe ich aus allen diesen Gründen – nach Massgabe meiner bescheidenen Möglichkeiten – eingegriffen in die Kämpfe um das Schulgebiet, habe mich zur Wehr gesetzt gegen die Freischulinitiative, gegen die theologische Fakultät und gegen die Rechristianisierungsversuche im Verfassungsrat bei-

der Basel. Die gute Sache und die dornige Pionierarbeit der «Freigeistigen Vereinigung der Schweiz», die Monatsschrift «Freidenker» und die «Freigeistige Aktion» in Deutschland habe ich insgesamt über fünf Jahrzehnte publizistisch unterstützt. Ich scheide aus dem Leben in dem tröstlichen Bewusstsein, dass der Diesseitig Glaube sich langsam Bahn bricht; im Bewusstsein, dass der mündig werdende Mensch sein Leben auf Wirklichkeit und Wahrheit skeptisch, kritisch und entschlossen aufzubauen vermag und dabei relativ gut fährt. Haben sich in diesem Sinne die Bemühungen meiner Lebensarbeit gelohnt? Ich empfinde so wie Marie von Ebner-Eschenbach, wenn sie sagt: «Die Mitarbeit an einer grossen geistigen Aufgabe ist die beste Begleiterin durch das Menschenleben!»

Binningen, im Mai 1968

Ernst Haenssler («Omikron»)

Heiliger Geist und gesunder Menschenverstand

«Der Heilige Geist ist der intimste Freund des gesunden Menschenverstandes.» So lesen wir in dem von Prof. Dr. **Eberhard Jüngel** (Zürich) verfassten Pfingstleitartikel unseres Intelligenzblattes par excellence, der «Neuen Zürcher Zeitung». Der Artikel ist in bemerkenswert unprofessoralem Stil geschrieben. Ob aber Prof. Jüngel bezüglich des gesunden Menschenverstandes so zuständig sei wie in Sachen des Heiligen Geistes, wird einem zweifelhaft, wenn man folgendes liest: «Treibt die christliche Kirche mit ihrer Rede von Gott nicht ein Narrenspiel? Je nachdem, wie man's nimmt! Man kann es **so** nehmen, dass man den Mann, der einem unentwegt treulosen Partner unbeirrt und entschieden die Treue hält, einen Narren nennt. Und den Treulosen vielleicht einen mündigen Menschen. Die christliche Verkündigung vom treuen Gott wäre dann wohl ein Narrenspiel. Sei's drum! Zuweilen wurden sogar Könige durch Narrenweisheit zur Wahrheit geführt. Die christliche Kirche sollte sich vor dem Vorwurf, eine Narrenrolle zu spielen, am allerwenigsten fürchten. Sie könnte der Welt gerade damit die Treue halten – wie ja auch der Narr auf den Brettern, die die Welt bedeuten, der treueste Anwalt der Welt ist.» Die Verkündigung vom treuen Gott!

Was für eine sittliche, den Menschen angehende Bedeutung kann die Treue eines allwissenden und allmächtigen Wesens haben? Keine, antwortet der gesunde Menschenverstand. Allwissenheit schliesst jede Ungewissheit, damit auch jede sittliche Wahlfreiheit aus. Allmacht jede Gefahr und jeden Misserfolg, damit auch jede sittliche Anstrengung. Wenn man trotzdem von Gottestreue (einer quasi automatischen, sittlich gleichgültigen) sprechen könnte, worin bekundet sie sich? Etwa im treuen Fortbestehenlassen einer Welt, deren allgemeines Lebensgesetz die Geschöpfe zum Leiden und Sterben bestimmt? Oder liegt der Treuebeweis in den Mirakeln, von denen Bibel und Heiligenlegenden berichten? Sie sind aus starken Gründen unglaubwürdig, und wenn sie unwahrscheinlicherweise doch geschehen wären, so hätten sie die Weltbeschaffenheit nicht nachhaltig gebessert, in vielen Fällen (ägyptische Plagen usw.) sie im Gegenteil verschlechtert. Es ist daher eine Theologentücke, den Menschen, der sich auf dem Weg zu geistiger Mündigkeit vom phantomhaften christlichen Gottesbild abwendet, der Treulosigkeit zu bezichtigen. Sollten die Herren der «NZZ» diesen Gedankengang unverschämt finden, so mögen sie daran erinnert sein, dass der